

Paula hatte wieder einmal etwas getan, was man nicht tut und wie jedes Mal danach war sie dabei ihre Wohnung zu putzen. Drei Tage putzte sie schon, vielleicht auch fünf, das Zeitgefühl hatte sie ausgemistet, es war regelmäßig etwas vom Allerersten, das ihren Putzorgien zum Opfer fiel. Sie war mit dem Innenleben der Küche beschäftigt, konkret war es die Bestecklade, die sie herauszog und aus ihrer Verankerung nahm, als sie bemerkte, dass sie nicht allein war. Ein leeres Gefühl schlich um sie herum. Leicht. Weit. Bis in den Magen hinein kribbelte es. Jeder der 55 Quadratmeter, die laut Kaufvertrag und Grundbuch ihr Eigentum waren, roch nach Bahnhofshalle. Nur dass sie keine Ahnung hatte, wohin ihre Reise ging. Sie wusste nicht einmal, ob sie gerade beim Ankommen oder beim Abfahren war. Das Einzige, und das war wirklich alles, was sie wusste, war, dass sie zu etwas ja gesagt hatte, das weit über ihr Hirn und ihren Tellerrand hinausging. Sie kippte den Inhalt der Bestecklade vorsichtig auf den Tisch. Eine Gabel sprang trotzdem auf und davon. Vielleicht sollte sie doch lieber heulen, dachte sie, anstatt vor sich hinzusummen und suchte mit den Augen den Boden nach der Gabel ab. Aber sie summte und ihre Augen suchten und sie dachte, dass das ein irres Gefühl ist: hinten nichts (mehr) und vorne (noch) nichts. Ihr war ein bisschen schwindlig. Monate lang hatte sie sich jeden Tag jede Minute der Möglichkeit ausgesetzt diese Entscheidung rückgängig zu machen, diesen Schritt nicht zu tun, aber außer dem Hagelsturm von gut gemeinten und völlig berechtigten Gegenargumenten, der von allen Seiten auf sie einprasselte, war nichts von dem gekommen, was sie befürchtet hatte, keine schlaflosen Nächte, nicht eine Panikattacke, keine plötzlich aufleuchtende Erkenntnis der Unsinnigkeit dessen, was sie vorhatte zu tun, gekoppelt mit einem erleichterten Zurücknehmen einer hirnlosen, um nicht zu sagen infantilen Entscheidung. Ganz im Gegenteil. Sie war mit jedem Tag ruhiger geworden, bei jeder Diskussion überzeugter, hatte sich zunehmend entspannt bei dem Gedanken an das, was sie tun würde und was die anderen fast an den Rand der Raserei brachte: in der Früh aufstehen und in den Tag hineingehen mit nichts als dem Vertrauen, dass das Leben schon das Richtige vorhat mit ihr. Die Augen bremsten sich beim Heizkörper ein, glitten an ihm hinauf bis unters Fensterbrett, hüpften aufs Fensterbrett und wieder zurück, wanderten an seinem faltigen Rücken entlang, blieben zufrieden stehen. Da klingelte das Telefon. Die Stimme roch nach Grab. Es war ihre Mutter. Sie verkündete den Weltuntergang. Heinrich war wieder ins Krankenhaus gebracht worden. Es war nicht das erste Mal, dass er mit seinen über achtzig Jahren versuchte sich zu verabschieden. Aber sie lässt ihn nicht gehen. Sie lässt ihre Partner nie gehen. Paulas Vater musste noch Jahrzehnte nach seinem Tod als Familienoberhaupt erhalten. Genau genommen war er ab diesem Zeitpunkt das einzige Haupt ihrer Familie, wenn man sein Dienstmädchen nicht dazuzählt, an dessen Hand sie ihre ersten Gehversuche startete und das sie in seinem Haus wie ein Engel durch das schwarze Loch ihrer nicht vorhandenen Kindheit lotste. Positiv formuliert wurde Paula schon sehr früh und ausgiebig Gelegenheit gegeben, sich mit so eindrucksvollen Themen wie Un/Sterblichkeit und Liebe zu befassen und mit Fragen, wo die Unter/Welt aufhört bzw. wodurch sich der Himmel von der Hölle unterscheidet, wenn Engel Gespenster bedienen und an/in wie vielen Orten/Worten man sich gleichzeitig (nicht) aufhalten kann. So gesehen war sie auf ein unkonventionelles Leben recht

gut vorbereitet. Sie nahm das Telefon und ging, soweit das Kabel es zuließ, Richtung offene Terrassentür, zog sich den Korbstuhl her, setzte sich. Alles konnte sie nicht im Stehen. Zehn Minuten später war es ausgehandelt: Sie würde in drei Tagen zu ihrer Mutter fahren. Welchen Grund hätte sie gehabt nein zu sagen? Gab es jetzt etwas Wichtigeres? Ihren ersten Schritt in ein neues Leben? Was zählt das im Vergleich zum Weltuntergang? Mein neues Leben fängt genauso an, wie mein altes angefangen hat, schoss es ihr durch den Kopf. Aber während sie den Hörer auflegte, dachte sie: Drei Tage. Ein Projekt. Was mir diese drei Tage sagen. Sie strich über den cremefarbenen Rücken des Telefonhörers, er war ganz warm, ihr Gesicht heiß. Sie sammelte das Kabel ein, stellte das Telefon an seinen Platz, den Stuhl, fiedelte die Gabel hinter dem Heizkörper heraus, räumte die Bestecklade ein und weg, das Putzen war fertig. Dann huschte sie um die Ecke ins Papiergeschäft, sie würde sich unmöglich alles merken können, und kaufte einen Kollegblock. DIN A5, 80 Blatt, 5 mm kariert, der passt in jede Tasche und drei Tage müssten Platz haben in ihm. Das Deckblatt bleibt leer, dachte sie weiter, während sie das Geld auf den Ladentisch legte, ich weiß ja nicht, was es wird.

TAG 1

Fünf vor fünf. Eine gute Zeit für einen Anfang. Blitzblau. Und Simsalabim, das Meer aus weißblauen Karos ist entjungfert, der Film läuft. Wohin?

Ein Blick auf den Kalender. Freitag. 3. Juni. Karl. Was Karl? Nichts Karl. Das Datum gehört dazu. Zu jedem Tag gehört ein Datum. Ins Bad.

Der ältere meiner zwei Halbbrüder heißt Karl. Der ‚gute‘ der beiden. Ich bin die jüngere seiner zwei Halbschwestern, die ‚ungute‘ der beiden. Wir sind die Gegenpole in unserem Quartet der Halben und zerstritten. Gehört das auch dazu? Und dass mir kalt ist, es mittlerweile fünf nach fünf ist, ich zum Kalender zurückmarschiere, bloßfüßig in Unterhemd und Unterhose vor diesem Ding stehe, vor dem ich sonst so gut wie nie stehe, grüble, mit dem rechten kleinen Finger in der Nase bohre, denke, dass das das Einzige ist, das man so früh in der Früh zustande bringt, das ‚man‘ sofort durch ‚ich‘ ersetze, nicht finde, dass das ein guter Anfang ist, aber bevor ich hier Wurzeln schlage und der Tag zu Ende ist, bevor er anfängt, mir einen Ruck gebe, mich an den Küchentisch setze, den ganzen Mist aufschreibe, auch dass ich gleich ins Bad husche, mir das Handtuch fische, Hemd und Hose ausziehe, in die Dusche steige, die Schiebetüren schließe, wenn die Tür, die klemmt, sehr klemmt, fluche und sie gegen ihren Willen mit der anderen zusammenknalle, das Wasser aufdrehe ...

Was soll ich (nicht) aufschreiben???

WAS MICH ANSPRINGT, SCHREIBE ICH AUF.

Spaziergang in den Weinbergen. Heute mit Kollegblock. Wie ein Jäger auf der Pirsch. Oder umgekehrt?

Erstaunlich eigentlich, wie einen die Familie verfolgt, wenn man ‚geht‘. Vielleicht lässt sie einen auch nur nicht los. Und offenbar ausgerechnet die Exemplare dieser rätselhaften Menschen erzeugenden Vernichtungsmaschine, die am weitesten von einem entfernt sind, wenn man ‚da‘ ist.

Ein Stein. Dunkel, drei helle Strahlen von einem langen, hellen Stift ausgehend, wie eine Sprühkerze. Den nehme ich mit.

Das Marterl mit dem Tisch und der Bank davor, an dem ich schon wie oft? vorbeimarschiert bin und mir gedacht habe, dass es schön sein muss hier zu sitzen und dass ich das unbedingt tun muss, mir ein Buch mitnehmen, Zeit. Und dass es fein wäre mit Florian hier zu frühstücken, mitten in den Weinbergen in aller Herrgottsfrüh ein Picknick mit dampfendem Kaffee, vielleicht weichen Eiern. Ich weiß nicht, wie oft ich mir das ausgemalt habe, wir zwei mit einem Korb und was ich hineintun würde und dass ich eine zweite Thermoskanne besorgen sollte, weil eine für uns zwei Kaffeesäuerer zu wenig sein dürfte und wann ich aufstehen müsste, weißblau karierte Geschirrtücher habe ich mich ausbreiten sehen auf dem Tisch, die junge Sonne im Kaffee blinken. Getan haben wir es nie. Ich habe Florian nicht einmal gefragt. Jetzt sitze ich allein hier und ohne Frühstück. Ohne Buch. Mit Kollegblock.

Über mir blauer Himmel, unter mir Gras, Steine, vor mir Weingärten, hinter mir Weingärten, ein paar Bäume, zwei Wege, ein breiter, ein nicht so breiter, einer den Hang entlang, einer ins Tal hinunter, die Bank, auf der ich sitze, der Tisch vor mir abschüssig, so wie er jetzt dasteht, für Kaffee und weiche Eier ungeeignet. Aus dem Tal Autogeräusche, Vögel. Nicht einmal der Wind geht. Mir ist nicht kalt, nichts.

Zwei Hasen hoppeln quer drüber. Mein Hirn steht still. Wie der steinerne Mönch in dem Kabäuschen hinter mir mit der Weintraube in der Hand.

Kein einziger brauchbarer Gedanke, den ich aufschreiben könnte. Nicht einmal ein unbrauchbarer. Nur ein elendslanger Grashalm zwischen den Beinen.

Wahrscheinlich hat es einen Schock. Mein Hirn. Einem Tag zuhören. Mit so einem Auftrag war es noch nie konfrontiert. Ein Kind hätte damit sicher kein Problem. Es würde ihn an der Hand nehmen und ihm die Spielregeln erklären. Die zwei würden sich wahrscheinlich auf Anhieb verstehen. Warum wird man als Erwachsener so schrecklich unbeweglich? Noch dazu lange bevor die Glieder steif werden.

Unruhe. Wie ein fetter Giftzwerger keift sie: Wozu das alles? Und was soll dieses Geschreibsel? Drei Tage lang jeden Furz aufschreiben. Was das für einen Haufen gibt! Und was tust du dann mit dem Haufen? In den Eingeweiden lesen? Mach dich nicht lächerlich. Das ist verschissene Zeit!

Oh du meine Unruhe, du meine treueste Begleiterin! Ich sag dir jetzt etwas: Ich habe null Ahnung, was heute, morgen und übermorgen auf mich zukommt. Bis jetzt war ein Tag für mich ein Stück Zeit von vielen gleich großen Stücken Zeit. Wie ein Soldat in einer Armee. Ich habe noch keinen kennengelernt. Ich durchlebe sie nur. Ich gehe durch den Tag durch und durch den nächsten und durch den nächsten wie man über Leichen steigt. Das ist verschissene Zeit. Ich möchte heute keine Zeit schreiben.

Und jetzt gehe ich weiter. Vielen Dank, steinerner Mönch, für deine Gastfreundschaft.

Gehen durch den Wald. Kann es sein, dass ein Zyklus geboren ist? TUN.
Als Untertitel würde sich eignen: Schule der Erfahrung

Wieder auf der Straße. Ein uralter VW-Käfer. Wäre er nicht (dieses dreckige) beige, er wäre ... Urschön ist das einzige Wort, das mir einfällt. Mein Vater hatte so einen in weiß.

Auf dem Gehsteig ein Prospekt: „Was wären die großen Erfolge ohne die kleinen.“. Den nehme ich auch mit! Den kleinen Bub mit der Milchflasche! Ich liebe ihn! Ich bin jedes Mal hin und weg, wenn ich ihn in der Werbung sehe. Gesehen habe. Den Spot senden sie nicht mehr.

Eingekauft. Frühstück machen.

Telefon. Jakob. Er klingt noch ganz weich und warm und klein aus dem Traumeland. Wie es mir geht. Gut. Jedes Mal fragt er mich das, wenn wir telefonieren, und wenn wir fünfmal am Tag telefonieren, fragt er mich fünfmal, wie es mir geht, und wenn ich fünfmal gut sage, ist er fünfmal zufrieden. Was ich mache? Mir ein Frühstück machen. Gut. Das wird er jetzt auch und dann muss er packen, er fährt heute nach Kroatien. Segeln. Prüfungstörn, Fahrtenbereiche 2/3.

Im Wohnzimmer am Boden sitzen, auf meinem großen Patchwork-Polster, an die offene Terrassentür gelehnt. Mein Lieblingsplatz im Sommer, keine Ahnung, warum. Sträucher, Bäume, blauer Himmel, die Sonne steht ganz oben am Rand des durch die Mauern der Terrasse begrenzten Vierecks, das ich von hier aus sehe. Als würde ich in einem Bild sitzen. In einem Bild frühstücken. Das Brot ist noch fast warm, so frisch, Butter und Honig, dazu schwarzen, starken, süßen Kaffee. Neben mir am Boden der kleine Bub und der Sprühkerzenstein.

UM WAS GEHT ES IN DIESEN DREI TAGEN?

Um die drei Tage und was sie mir sagen. Ihre Botschaft(en), ihre Geschichte(n). Ihr Thema. Vielleicht hat jeder ein eigenes, vielleicht haben alle drei eines. Ich weiß es nicht. Ich habe so etwas noch nie gemacht. Vielleicht reden die drei miteinander, diskutieren mit mir, möglicherweise bekomme ich eine Antwort, denn ich habe (keine) Frage gestellt. Welche Sprache(n) spricht ein Tag? Keine Ahnung. Woher soll ich das wissen? Das Einzige, das ich weiß ist, was ich zu tun habe: AUFMERKSAM sein. Augen, Ohren, Türen, Fenster aufmachen, Scheuklappen wegklappen, offen sein für das, was ist, kommt, geht.

Ich bin müde. Die Augen fallen mir zu. Das ist typisch ...

10:30 Uhr. Bus in die Stadt. Halblange Gemütlichkeitshose, funkelnagelneuer Rucksack. Komme mir vor wie im Urlaub. Erdnüsse, Müsliriegel, Apfel, Wasser, Geld, Handy, Pullover, wie ein Tourist, nur der Fotoapparat fehlt, dafür habe ich meinen Kollegblock. Ich bin seit plusminus zwanzig Jahren in Wien und - kaum zu glauben, trotzdem wahr - heute werde ich zum ersten Mal zu Fuß den Ring abgehen. So wie ich das vor zwanzig Jahren schon tun hätte können, sollen. Aber damals wollte ich nicht (nach Wien). Damals wollte ich überall lieber hin als nach Wien. Und später tut man so etwas nicht mehr, 'man' schon wieder falsch, ich tue es nicht, das ist etwas für den Anfang, der erste Händedruck. Also ist heute auch der richtige Tag dafür. Und wenn ich die blank geputzten Gesichter rundherum zusammenzähle und den gerammelt vollen Bus um diese Tageszeit richtig interpretiere, bin ich nicht allein auf meiner Sightseeing-Tour.

Vor der U-Bahn-Station Heiligenstadt. Ein junger zahnloser Mund. Ob ich ein paar Cent habe. Sicher nicht älter als zwanzig, höchstens fünfundzwanzig Jahre. Saugend hängt er an einer Zigarette, lacht.

In der U-Bahn drei Amerikaner neben mir. Touristen. Sonst eher leer. Der Mund sitzt mir im Auge.

Station Schottenring aussteigen. Auch leer. Kaum Leute außerhalb der Stoßzeiten. Wie ein paar verirrte Ameisen. Jeder sucht den Ausgang. Ich ein Schlupfloch. Ein Gefühl wie ausgespuckt. Ich gehöre nicht mehr dazu zur Stoßzeit, nicht mehr zu dieser U-Bahn-Station, gleich ums Eck sitzt jetzt ein anderer bei einer Besprechung, vielleicht hat er meine Unterlagen in der Hand. Ich bin draußen. Aus dem Ameisenhaufen, aus dem geregelten Arbeitsprozess, aus der bewohnten Ordnung, out, ein Fremdkörper im System der Steuerzahler, ein potentieller Parasit. Hoffentlich rennt mir jetzt niemand über den Weg, der mich kennt. Ich würde mir dumm vorkommen in meinem Aufzug, mit meinen dicken weißen Wadeln mit den schicken Besenreißern, ohne Schminke, Arbeit, Einkommen, Zukunftspläne. Und würde man/frau mich fragen, was ich gerade mache, würde ich nicht wissen was sagen. Nichts und ein Kollegblock. Dem Tag zuhören ... Es gibt Leute, die sagen zu so etwas Realitätsverlust.

Ich bin am Ring.

Der Brunnen vor dem Polizeikommissariat. Florians erste Strafverfügung wegen Schwarzfahrens. Hier ist mein erster Versuch, entgegen der Norm wahrhaftig zu sein, vor den Augen meines Kindes kläglich gescheitert. Der Polizeijurist hat die Wahrheit einfach nicht gelten lassen. Er hat sie mit einem nachsichtigen „Dann hab ich mich eben verhört.“ vom Tisch gewischt und irgendeine Lüge ins Protokoll geschrieben, damit er das Zettelzeug mit einer Ermahnung schnell vom Tisch hat. Und ich habe vor seinem jovialen „Sie wissen als Juristin ja selbst: Der Beschuldigte darf lügen.“ den Schwanz eingezogen wie ein Hund und Florian die Textschöpfung dieses Normhüters unterschreiben lassen und sie als sein gesetzlicher Vertreter selber unterschrieben.

Das war Ernüchterung pur. Aber unser Gespräch nachher auf den Stufen des Brunnens war fein.

Gegenüber eine Plakatsäule: LEONARDO DA VINCI - Ausstellung im Vienna Art Center verlängert. Super! Freitag 15.00 -20.00 Uhr. Wird das ...? Das wird der Schlusspunkt meiner Ringwanderung.

Schottentor vorbei. Das Cafe, in dem ich Florian aus der Wohnung mit der verschimmelten Dusche herausdebattiert habe. Auch vorbei. Gegenüber viele junge Leute auf den Stufen vor der Universität. In den zwanzig Jahren, die ich hier bin, war ich einmal drinnen ... Schande, Schande. Aber es war schön. Es war an einem Sonntagvormittag, ein Konzert. Wir waren spät dran und rannten durch lange, leere Gänge. Florian wollte seiner Ärztin beim Spielen zuschauen, deshalb saßen wir auf der Galerie, rechts ganz vorne, direkt über dem Orchester, sie saß auf unserer Seite hinter ihrem Cello, ihr Vater stand am Dirigentenpult, und ich dachte, dass man von oben die Fäden viel besser sieht, die Orchester und Dirigent miteinander verbinden. Ich war von der Optik dieses Körpers so fasziniert, dass die Musik irgendwie auf der Strecke geblieben ist, an sie habe ich null Erinnerung.

Stehen bleiben. Umdrehen. Zur Unterführung zurück. Straßenseitenwechsel. Immer schon wollte ich sie mir anschauen. Sie schaut mich jedes Mal an, wenn wir uns begegnen. Ich weiß nicht, warum ich Blicke, die mir wichtig sind, so oft ignoriere, Dinge nicht tue, die ich gern tun würde, manchmal sogar Orte meide, von denen ich weiß, dass sie meine sind. Das wird ab jetzt anders. Hoffentlich.

Universitäten haben etwas. Vielleicht ist es nur das alte Gebäude. Es ist diese Weite, dieser R A U M. Diese Mauern atmen noch. Freigeist, wissen wollen, Weisheit nicht, aber die Suche danach. Entgeht dir etwas, Florian. Das habe ich im übrigen bei dir nie verstanden: Warum du Superschüler aus der Schule ausgestiegen bist.

Die Eingangshalle eingerüstet. Der Innenhof umgebaggert. Mitten im Schutt ein knallroter Baum. Rund um den Schutt der Arkadengang. So etwas Edles hatten wir in Graz nicht. Wenn ich irgendwann nicht weiß, wohin mit mir, komme ich hierher. Vielleicht sollte ich auch Gasthörer werden, so wie du anscheinend jetzt in Berlin. Ich würde die Studiengebühr allerdings zahlen im Gegensatz zu dir. Eigentlich verstehe ich viel nicht von dem, was du tust. Wieso

tust du alles, was du tust, schwarz? Du könntest es mit viel weniger Mühe schneeweiß tun. Wieso prügelst du deine zahllosen Begabungen und Fähigkeiten nieder, als wären sie Killerbienen, die über dich herfallen, und verscharrst sie und dich im Dreck? Wieso fährst du der Welt mit dem Arsch ins Gesicht, obwohl du, weil ausschließlich mit deiner Selbstverstümmelung beschäftigt, ganz offensichtlich unfähig bist ohne ihre Hilfe zu existieren?

Die Hörsäle sind weniger prächtig. Im Foyer der Bibliothek eine Ausstellung. Einstein. Drei Studenten nach der Aula gefragt. Der dritte konnte es mir sagen und dass sie jetzt nicht zugänglich ist. Bei der ersten (Studentin) hatte ich den Eindruck, sie wusste nicht einmal, wovon ich spreche. Schnell noch ein Blick in den großen Lesesaal (hätte ich mir groß vorgestellt und vor allem nicht ohne Luft), am Buffet vorbeiflitzen und hineinäugeln, durch die Leihbuchsammlung marschieren und am Weg hinaus durch die Einstein-Ausstellung. Zum Glück hat Einstein sie nicht gesehen.

Ergebnis meiner Blitz-Besichtigung: Die alten Mauern strahlen viel mehr aus als ihr Innenleben hergibt. Und sie gehören dringend renoviert. Reichlich abgefakt das Ganze, um einen deiner den Punkt meist ohne Umschweife treffenden Termini zu gebrauchen, Florian. Wenn du mir jetzt nur sagen könntest, wie man das schreibt. Wie schreibt man ein Wort, das es nicht gibt?

Rathauspark. Cafe Landtmann. Burgtheater. Wien hat auch etwas. Fiakerpferde mit gehäkeltem Ohrenschutz. Und Unmengen Touristen um diese Jahreszeit. Und Baustellen. Sogar das Parlament ist hinter Gittern. Führungen Treffpunkt Besuchereingang-Alubox. Im Herbst vielleicht, wenn die Baustelle fertig ist. Dann überkommt mich wahrscheinlich der Trübsinn, wenn ich in diesem herrlichen Gebäude stehe und die Dreckschlachten und Schattenspiele vor Augen habe, die in ihm stattfinden, und den Müll, der als Ergebnis dieser demokratischen Willensbildung herauskommt. Oder die Mordlust.

Volksgarten. Burggarten. Museum. Museum. Und jede Menge Radfahrer. Ein schlanker, großer Mann mit Rokokorücke. Noch einer. Und aller guten Dinge sind drei. Die Wiesen angefüllt mit Leuten, die in der Sonne liegen. Burg-Kino Star Wars III. Der riesige Goethe schaut langweilig aus wie immer, parfümiert und viel zu dick. Faust wollte ich irgendwann wieder lesen. Das ‚wieder‘ ist bodenlos übertrieben. Wann habe ich Faust denn wirklich gelesen?

Opernpassage. Ein Geschmack im Mund wie Zuckerguss. Vielleicht sollte ich einen Tag U-Bahn Karlsplatz machen, das wäre der Gegensatz zu diesem geschminkten Getue. Damit sich der Magen wieder einrenkt. Wäre der Ring ein Schmuckstück, würde ich sagen, ein dicker Klunker für einen fetten Finger. Das ist kein Ort für mich. Nichts als Touristen, müde Füße, müder Kopf. Und immer schön schauen, dass man den Radfahrern nicht im Weg ist und ich mit meinem Aufzug, dass mich kein Fremdenführer einkassiert. Einer wollte mich schon in einen Bus verfrachten. Rundherum nutzlos diese Sightseeing-Tour. Heiß und viel zu lang. Die Bäume hier dünn wie Soletti. Eine Stockbesoffene mit Rucksack, ihr entgegenkommend schwarz elegant mit weißem Blazer und

weißen Schuhen. Ein Ferrari-Geschäft. Göttlich schöne Autos. Daneben ein ,Haarhaus'. Zwei Stockwerke nur Perücken und Haarteile. Unglaublich. ,Der Pupp doktor'. Der Ring ist ausgiebiger als ich dachte.

Und überall sitzen die Leute im Freien und essen. Das ist das einzige, das ich hier jetzt auch gern tun würde. Am Schwedenplatz werde ich mir eine Pizzaschnitte leisten. Warum mache ich das? Mit Rucksack durch die Gegend gehen und mir nicht einmal etwas zum Essen kaufen können?

Mir nicht einmal etwas zum Essen kaufen können ... Und als Beilage eine Portion schleimiges Losergefühl ... Hätte ich vielleicht doch gern einen Ferrari?

Frage an mich: Würde ich mich hier zum Essen hinsetzen, wenn ich einen bezahlten Job hätte? Nein. Ich bin keine ,zu Mittag beim Essen in der Sonne Sitzerin'. Ich würde nicht einmal daran denken im Vorbeigehen. Wieso denke ich mir jetzt etwas und noch dazu das Gegenteil von dem, das ich mir denken würde, würde ich mir wider Erwarten doch etwas denken, nämlich dass ich froh bin, dass ich das nicht brauche. Ich könnte viel nicht machen, was mir wichtig ist, müsste ich mein Leben um Bedürfnisse wie ,zu Mittag beim Essen in der Sonne sitzen' herumdrapieren und schon gar nicht das, was ich jetzt mache. Womit ich beim Punkt sein dürfte, um den es geht: Was ist schlecht an dem, was ich mache?

Der Adler mit den ausgebreiteten Schwingen auf dem Wirtschaftsministerium ist irre schön. Deshalb mache ich, was ich mache. Damit ich diese Schönheit sehe, sehe, wie irre schön der Adler ist. Direkt gegenüber das Cafe Ministerium. Hier habe ich einmal auf Jakob gewartet. Der schlechte Klavierspieler ist mir in Erinnerung, obwohl ich im Freien saß und er drinnen, der Adler nicht, obwohl man direkt davor sitzt. Man kann ihn fast nicht nicht sehen. Ich kann ihn aber auch nicht lange anschauen. Die zwei Köpfe irritieren. Ich weiß nicht, was es ist. Ist es, weil es zwei sind oder/und weil sie in entgegen gesetzte Richtungen schauen?

Wau, die Frau mit dem blauen Spitzenkleid tut weh. Und da ist die Urania und demzufolge gleich etwas zum Essen und zum Sitzen. Über vier Stunden bin ich schon unterwegs. Schneekugeln mit Stefansdom und Lipizzanern. Das Bundesministerium für Landesverteidigung schaut aus, wie sich's gehört: schwarz vor lauter Dreck.

Viele Pizzas und Eistüten mit vielen müden Füßen. Die geschminkte Dame neben mir hat auch nicht viel Geld. Vor einer Minute fragt sie mich, wo es hier Pizza zu kaufen gibt, jetzt isst sie eine leere Semmel. Schräg gegenüber wettet eine dicke Fette, weil ein sehr sauber und gepflegt aussehender In der sie mit ,du' angesprochen hat und wechselt auf unsere Seite herüber. „Und wenn er nicht weiß, wie man sich hier zu benehmen hat und dass man Fremde nicht mit ,du' anspricht, soll er wieder nach Hause fahren und zuerst unsere Sprache lernen

und wie man sich bei uns benimmt!“ Der Inder unterhält sich zum Glück schon mit einer freundlich aussehenden älteren Frau, die wissen will, was los ist. Sie lachen beide und die Fette fährt auf zur Höchstform. Es ist zum Schämen. Ich sage es zu meiner Semmel essenden Nachbarin. Sie tupft mit dem Taschentuch die Brösel aus dem Mundwinkel und mir bleibt die Spucke weg. Wie viele Ausländer jetzt schon in Salzburg sind (sie wohnt in Salzburg) und wie verwaht. Dabei hat sie selber einen recht deutlichen Akzent. Ist das jetzt zum Schämen oder zum Fürchten?

Jetzt fällt es mir erst auf: Der Ring ist anscheinend Sandler-frei. Auf der ganzen Strecke war kein einziger, nicht einmal auf den Bänken vor der U-Bahn sitzen welche, dort waren sie doch häufig mit ihren Plastiksäcken und den Dopplern. Alle Achtung. Die Wiener Innenstadt ist nicht nur aufpoliert, auch gesäubert.

Wohin sind die vielen Obdachlosen verschwunden (worden)? Und die Bettler?

„Ansichten eines Clowns“ muss ich jetzt unbedingt fertig lesen, bzw. das, was vor dem Ende kommt (das ist viel wichtiger als der Faust): „Ich erschrak, als die erste Münze in meinen Hut fiel: es war ein Groschen ...“¹ Offenbar wird es jetzt wirklich wahr. Das ist auch etwas, das ich nicht verstehe, Florian. Und ich weiß nicht, ob es noch irgendetwas gibt bei dir, das ich verstehe. Wir finanzieren hier die Wohnung für dich, zahlen die Krankenversicherung, die Telefonrechnung, ich besorge sogar die Monatskarten für die ‚Wiener Linien‘ und drücke sie dir in die Hand, damit du nicht dauernd schwarz fährst. Und wir wollen dafür von dir nichts, nur, dass du dich in diesem Sicherheitsnetz entspannst und langsam daran gewöhnst dir das Notwendigste zum Leben selber zu verdienen. War das zu wenig? Oder zu viel (verlangt)? Wieso verschwindest du jetzt einfach und schickst nicht einmal die Schlüssel für die Wohnung zurück? Wenn dein Vater vom Segeln zurückkommt, werden wir sie aufsperrn lassen. Und dann weiß ich nicht, was besser sein muss: die Nerven oder der Magen. Warum tust du so etwas? Ich frage mich das jetzt oft, wenn ich junge Burschen betteln sehe. Habt ihr euch schon völlig ausgeklüfft? In welcher Welt lebt ihr?

Die Pestsäule am Graben eingerüstet und großflächig abgesperrt, die Gitter bespannt mit Stoff/Plastikbahnen, auf diesen Bahnen Darstellungen und Beschreibungen der Pestzeit in Wien. Rundherum Sonnenbrillen und zuckende Fotoapparate.

Kein einziges Straßenmusikgesicht, das ich kenne. Nur penibel angeordnete Musikgruppen. Eine kleine Bühne mit zwei Tänzern. Sie in rot-schwarz, er in schwarz. Beide schlank, schön. Neben der Pestsäule ein Wäldchen aus Topfpalmen mit hübschen Bänken zum Sitzen. Sportkabrioletts. Reinigungsmaschin(en).

Vor dem Meisl am Graben ein gestilter Augustinverkäufer.

Das Schottenstift ist traumhaft. In der Passage Palais Ferstel Schneekugeln mit Faschingskrapfen und Gugelhupf.

Vienna Art Center. LEONARDO DA VINCI Mensch – Erfinder – Genie.
 "Begeben Sie sich auf eine Spurensuche der besonderen Art, die weit in die Vergangenheit zurückreicht und dennoch nahtlos an die Gegenwart anknüpft."
 Keine Bilder. Schade. Nur nachgebaute Erfindungen, Flug-, Kriegs- und sonstige Maschinen und Geräte und Filme, mit denen ich nichts anfangen kann, und Beschreibungen der Zeit, seiner Person und seines Lebens.
 In einer Vitrine in einem Winkel ein riesiger Ammonit. Er dürfte mit der Ausstellung nichts zu tun haben, er ist auch nicht beschriftet. Er ist mit Abstand das Eindrucksvollste hier.
 überall Zitate. „Wenn ich glauben werde leben gelernt zu haben, werde ich gelernt haben zu sterben.“ Ich würde es anders herum sagen: „Wenn ich gelernt haben werde zu sterben, werde ich leben gelernt haben.“

Zuhause. Schwarzen Stadtdreck von den Füßen waschen.

Obst und Joghurt und ein Rest vom ‚Alten‘.

Telefon. Jakob. Er ist gut in Murter angekommen. Die Leute, mit denen er in den nächsten Tagen unterwegs sein wird, sind so, wie er vermutet hat, sprich: Er braucht noch zwei große Bier um sich einzugewöhnen.

ZIB 2. In der Steiermark wurden vier tote Babys gefunden, zwei in einer Gefriertruhe, zwei jeweils in einem Plastikkubel einzementiert.

Paula drückte auf den Knopf der Fernbedienung. Sie startete eine Weile auf den schwarzen Bildschirm. Die seitenlange Litanei auf ihrem Schoß hätte sie dann fast zum Lachen gebracht, ihr Eifer nur ja nichts zu übersehen, jedes Bröserl einzusammeln von diesem Tag, den Kugelschreiber hielt sie noch in der Hand. Bist ein Kindskopf, dachte sie.

TAG 2

7-Uhr-Glocken. Frühstück Polster Terrassentür. Himmel heute ein bisschen verschmiert. Sonne blitzt trotzdem. Die Rosensträucher aufgeplatze Blumensträuße. So wie sie jetzt sind, mag ich sie am liebsten: die vielen, aber nicht zu vielen ganz offenen Blüten ganz hellrosa, dazwischen viele, viele noch nicht offene dunkle Knospen. Ein Vögelchen meint es besonders ernst. Es keift oder flirrt (die Jahreszeit würde eher für Flirten sprechen) sich die Stimmbänder fast aus dem Leib.

Das mit den vier Babys von gestern (ZIB 2) geht mir nicht aus dem Kopf.

Eine Frau durchlebt mitten in einem Dorf und vor den Augen ihres Lebensgefährten viermal neun Monate Schwangerschaft, ohne dass das von einem einzigen Menschen (nicht einmal von ihrem Lebensgefährten!) bemerkt wird, weiß während jeder dieser Schwangerschaften, dass sie das Kind, das in ihr zu leben beginnt, töten wird, lässt aber keines dieser Kinder abtreiben (was

sie innerhalb der ersten zwölf Wochen ja problemlos könnte), lässt jedes von ihnen neun Monate lang in sich heranwachsen und strampeln, bringt viermal unbemerkt ein Kind zur Welt (das ist sicher alles andere als leicht), bringt jedes dieser vier Kinder nach der Geburt um, lässt aber keines von ihnen verschwinden (für jemand, der Schwangerschaft und Geburt verborgen halten kann, müsste das so einfach sein wie Mistkübel ausleeren), sondern behält alle bei sich, zwei in der Gefriertruhe und zwei einzementiert in Plastikkübeln unter einem Holzstoß in einem Gebäude oder Schuppen im oder unmittelbar neben dem eigenen Garten, obwohl sie täglich damit rechnen muss, dass irgendjemand in der Gefriertruhe danebengreift und sie für den Rest ihres Lebens eingesperrt wird, ausgesperrt. (Bleibt? Wovon?) Einfach irr. Das kann man mit zwei Händen nicht angreifen.

Das Verhalten dieser Frau erinnert mich an den Umgang Magersüchtiger mit dem Essen. Sie essen das Essen nicht, sie werfen es aber auch nicht weg, sie horten es, ich habe gelesen, oft stehlen sie es sogar, also wollen sie es offenbar, obwohl sie es nicht wollen, unbedingt und verstecken es in ihrer unmittelbaren Umgebung. Das ist haarklein dasselbe Muster.

Als bei Florian Magersucht diagnostiziert wurde und der Arzt zu mir sagte, ich solle mir den Keller etwas genauer anschauen, habe ich den Kopf über ihn geschüttelt. Als ich dann im Keller war und tat, was er mir aufgetragen hatte (etwas genauer schauen), hatte ich das Gefühl, ich bin in einem anderen Film. Schachteln voll! Säuberlich geschlichtet! Ich bin vor diesem Stoß gekniet, ich weiß nicht, wie lange und hatte ein Vakuum im Hirn, Herzklopfen und nicht die leiseste Ahnung, worum es hier geht. Oder die Joghurts im Gitarrenkasten. Das einzige Wort, das hier hinkommt, ist absurd. Da war mir das spätere Essen mit Erbrechen weit lieber. Das ist zwar auch furchtbar, aber das Problem ist wenigstens auf dem Tisch, auf dem Teppich, im Klo, es gähnt im leeren Kühlschrank, klebt an den Fliesen, man kann es zwar nicht einfach wegputzen, aber man kann es angreifen, riechen, es stinkt ganz entsetzlich, oft kann man es auch hören, dieses würgende Kotzen, vor allem in der Nacht, aber es sitzt nicht mehr als schwarzer Mann im Keller.

Der einzige Unterschied, den ich zwischen dem Verhalten eines Magersüchtigen und dem Verhalten dieser Frau erkennen kann, ist, dass ein Magersüchtiger nur sein eigenes Leben gefährdet oder zerstört. Außerdem ist Essen lebensnotwendig. Wer eine Essstörung hat, kommt nicht um sie herum. Schwanger werden muss man nicht. Zumindest drei Schwangerschaften hätte diese Frau verhindern können, als sie nach der ersten wusste, wie sie mit ihren Kindern umgeht, sobald sie auf der Welt sind.

Aber sie wollte die Kinder offenbar unbedingt. Der Gerichtspsychiater sagte es gestern: Es ist eine ambivalente Haltung. Was heißt ambivalent? Ich weiß es und ich weiß es nicht.

Paula stand auf, ging zum Computer, schaltete ihn ein, nein, dachte sie, ging wieder zurück, ich will dieses Gesumse jetzt nicht, das Lexikon tut's auch, griff sich aus der Bücherwand Band 1 A – Aso und, sicher ist sicher, ihr einziges Buch zum Thema Essstörung, setzte sich wieder auf den Polster auf der Schwelle zur Terrasse, seltsame Lieblingsplätze haben Menschen, dachte sie, nicht unbedingt die bequemsten, lehnte sich an den offenen Türflügel, der die wenigen Zentimeter, die ihm zum Zurückweichen bis zur Mauer blieben, zurückwich, wich mit, nahm den letzten Schluck kalten Frühstückskaffee, schlug das Lexikon auf. „Akropolis [die; grch.]“. Paula sog den Atem scharf ein, stieß ihn mit einem Ruck wieder aus, sie konnte nicht verhindern, dass sie sich über diese unerwartete Begegnung freute, sie mochte dieses Wort und diesen Ort sehr. Sie las den sparsamen Text: „die befestigte Oberstadt (Burg) altgriech. Städte, insbes. die A. von Athen; diese war in der Vorzeit Sitz der Könige (*Erechtheus*), später der Tyrannen (*Peisistratos*), seit Perikles (um 450 v. Chr.) ausschließl. Heiligtum;“², überflog auf der Seite daneben den Lageplan der Akropolis von Athen, blieb beim Theater des Dionysos hängen, dachte nein, keine Einzelheiten, schickte die Augen in den Garten, lehnte den Kopf an die Kante des Türrahmens, starrte in den Kirschbaum, die Rosensträucher, den Lavendel, wieder zurück, tauschte Lexikon gegen Kollegblock.

Und? Was sagt mir das? Soll mir das irgendetwas sagen? Oder ist das nur ein Vergreifer? Wie der Blick gestern in der Früh auf den Kalender. Was soll ich von diesen Blicken und Griffen und was da sonst noch daherkommt halten? Wie damit umgehen? Soll ich sie weglassen, sagen, das ist nichts, das gehört (zu den drei Tagen und dem, was sie mir sagen) nicht dazu? Woher will ich das wissen? Weil man sagt, ‚so etwas‘ gehört nicht dazu? ‚Man‘ käme auch nie auf die Idee einem Tag zuzuhören.

Also: Was könnte dieser Eintrag an dieser Stelle aufgeschlagen sagen? Dass etwas sehr Positives sich wesentlich leichter in etwas sehr Negatives verkehrt als irgendein Mittelmaß und dass beide am gleichen Sessel sitzen? Das würde passen. Dass ein Tyrann die Macht gleich intensiv ausübt wie ein König? Dass nichts einander so nahe ist wie Licht und Schatten, Traum und Albtraum? Und mir, dass ich aufhören soll in dem alten Sumpf zu wühlen? Dass ich mich von (oder aus?) meinen schlechte-Mutter-Schuld- und unfähigkeitsgefühlen (von denen ich wirklich oft den Eindruck habe, sie herrschen über mich wie ein Tyrann) befreien muss? Dass ich das Neue, zu dem ich ja gesagt habe, leben soll und Florian mit seinem riesigen Korb voller Talente und un/Fähigkeiten sein eigenes Abenteuer zutrauen und bestehen lassen muss? Dass ich meinen Augen glauben und seinen Beinen vertrauen muss, wenn unser beider Leben in der nächsten Runde nicht zu einem blinden Krüppel verkommen soll, aus ákros nicht nekrós werden soll?

Gut. Sehr gut. Ausgezeichnet. Ich habe nur ein klitzekleines Problem: Ich weiß nicht, wie ich es machen soll. Florian hält mich mit Eisenkrallen fest und/oder ich ihn. Und seit er vor ein paar Wochen abgetaucht ist, weicht er überhaupt nicht mehr von meiner Seite. Wir beide unterliegen offenbar einer nicht unähnlichen

Mechanik wie diese Frau mit ihren Kindern. Wir halten einander auf eine völlig irrationale Weise gefangen.

Nächster Versuch Lexikon: „ambi ... [lat.], Wortbestandteil mit der Bedeutung „beide(r, -s), doppelt“. „Ambivalenz [die; lat. „Doppelwertigkeit“], [...] nach E. Bleuler das gleichzeitige Bestehen sich widersprechender Gefühle, Regungen u. Willensvorstellungen (z. B. Haßliebe, Gehorsam u. Auflehnung) bezüglich derselben Sache.“³

Es tut mir leid. Ich begreife es trotzdem nicht. Und dass diese Frau nicht begreift, was sie tut, begreife ich auch nicht. Oder begreift sie es? Sie lebt mit ihren toten Kindern und zur gleichen Zeit und am gleichen Ort in einer Lebensgemeinschaft ohne Kinder. Sie ist im Keller und im Erdgeschoß gleichzeitig. Sie führt eine Lebens- und eine Totengemeinschaft und die beiden wissen nichts voneinander.

So gespenstisch geht es bei der Magersucht zwar nicht zu, aber die Betroffenen begreifen auch nicht (oder begreifen sie es?), dass der Tod vor der Tür steht, sie sehen auch nicht, dass sie nur mehr Haut und Knochen sind und nicht nur, dass sie das nicht sehen, sie sehen sich auch noch als viel zu dick. Das geht auch kerzengerade an der Realität vorbei. Nur ist die Auswirkung bei weitem nicht so krass. Das sichtbare Ergebnis ist maximal ein Toter und das ist der Essgestörte selbst. Außerdem sind Essstörungen schon so häufig, dass sie überhaupt nicht mehr ins Auge fallen, auch wenn es sich dabei um eine schwere Störung der Persönlichkeit handelt.

Das trockenste Fachbuch zu diesem Thema liest sich wie ein Krimi. Menschen, die an Magersucht oder an Esssucht leiden, verdecken unbewusst ihre Persönlichkeit und versuchen so Symptome und Gefühle vor sich und anderen zu verbergen. Viele von ihnen verdrehen die Wirklichkeit ohne sich darüber ganz im Klaren zu sein. Sie verschweigen und ‚lügen‘, weil sie nicht zwischen Tatsachen und Vorstellungen unterscheiden können. Ursache ist eine Falschprogrammierung in der Kindheit. Solche Personen konnten nie lernen zwischen sich und anderen zu unterscheiden, weil ihre Gefühle und Bedürfnisse von der Umgebung nicht anerkannt wurden und sie daher begonnen haben sie zu unterdrücken und wegzuleugnen. Und dieses Unterdrücken und Wegleugnen bleibt ihr vordringlichstes Lebensziel. Das Ergebnis [Sprich: ihr Leben] ist ein endloser Kampf um eine völlige Kontrolle über Gefühle und Verhalten, Körper und Umwelt. Dieses Bedürfnis nach Kontrolle hängt mit dem Gefühl zusammen überwältigt zu werden. Von der Umwelt, von der man umso abhängiger ist, je weniger man sich selbst kennt, und von sich selbst, denn je weniger man seine eigenen Bedürfnisse und Impulse kennt [als umso unheimlicher empfindet man sie = meine Anmerkung und] umso wichtiger und schwieriger wird es sie unter Kontrolle zu halten. Deshalb kommt es bei solchen Personen zu einem Entweder-Oder-Dasein: entweder völlige Kontrolle [bis hin zum Meisterstück am Hochseil = meine Anmerkung] oder das Empfinden

von völligem versagen [neben dem Seil gibt es nur den Abgrund = meine Anmerkung].⁴ So etwas könnte auf den Bestsellerlisten stehen. Als Titel würde sich anbieten: „Denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Weil sie nicht wissen, was sie fühlen. Weil die Grenzen zwischen sich und anderen unklar sind. Weil sie Probleme haben eigene Bedürfnisse von den Erwartungen anderer zu unterscheiden und gerade deshalb völlig von diesen abhängig sind.

Diese Frau hatte vielleicht einen sehr ausgeprägten Kinderwunsch, ihr Lebensgefährte wollte unter gar keinen Umständen Kinder von ihr. Wenn man hier die Grenzen wegnimmt und die Bedürfnisse der beiden auf einen Haufen wirft, ist genau das das Ergebnis. Auf diese Weise hatte(n) sie Kinder und gleichzeitig hatte(n) sie keine.

Bei der Behandlung einer Essstörung ist der erste Schritt, dass man sich seiner eigenen Gefühle bewusst wird. Was macht diese Frau, wenn sie weiß, was sie fühlt und was sie will und wenn sie dann begreift, was sie getan hat?

Ihrem supertollen Wegschau-Gefährten passiert wahrscheinlich nichts und wenn doch, wesentlich weniger. Dabei macht Wegschauen so ein Ergebnis erst möglich. Es stellt ihm den Platz zur Verfügung, den es sonst nicht hätte. Außerdem kann es nicht normal sein (und wenn es nicht abnorm ist, ist es schuldhaft ignorant und das müsste eigentlich schwerer wiegen als abnorm) bei einem Menschen, mit dem man Tag und Nacht zusammenlebt, vier Schwangerschaften nicht zu sehen oder in einer Gesellschaft Störungen mit weniger plakativ grausamen Auswirkungen, wie etwa eine Essstörung, zunehmend als kleines Übel anzusehen, das wie die zunehmende Unmenschlichkeit zwischen den Menschen und die zunehmende (Zer)Störung der (um)Welt als Nebenwirkung der Wunderpille Wohlstand (Frage: Was ist das, wenn man die Menschlichkeit, die Gesundheit und die Umwelt abzieht?) in Kauf genommen werden muss. (Versuch einer Antwort: Dem Wortlaut nach muss es etwas mit Bewegungslosigkeit zu tun haben und damit, dass einem nichts weh tut.)

Essstörungen sind oft Ausdruck für Konflikte in der Familie und kommen vor allem in nach außen hin erfolgreich wirkenden Familien vor, in denen Probleme verborgen und Konflikte unterdrückt werden um das Gesicht der Familie zu wahren.⁵

Das feiste Gesicht unserer Wachstumsgesellschaft ist ein fast zu plakativer Ausdruck (der zunehmenden Deregulierung, der zunehmend fallenden Grenzen, sowohl der Fremd- als auch der Selbstbeherrschung, der zunehmenden Selbstbestimmung und Freiheit innerhalb sich zunehmend ausdehnender und zunehmend undurchlässig werdender Außengrenzen), aber ich kann nichts machen, er/es ist mir ins Auge gesprungen und jetzt sitzt er/es dort neben dem jungen, zahnlosen Mund. Alles durcheinander im Moment. Einzelne, Bedürfnisse und ein paar Zähne können da schon auf der Strecke bleiben. Was

ist das schon im Vergleich. Es gibt schließlich ein Gebiss. Alles fest im Griff. Die zunehmend massiven Umweltkatastrophen werden in Gutachten, Klimakonferenzen, Forschungsprojekte, Absichtserklärungen ausgelagert, dafür werden vor der Haustür die Frühwarnsysteme perfektioniert und innerhalb der Haustür Wirtschaftswachstum, Bankensanierungspakete, Eurorettungsschirme, positive Statistiken und Faltencremes. Die zunehmend massiven menschlichen Katastrophen werden von der Ausnahme zur Regel und damit zunehmend unsichtbar und wenn doch noch die eine oder andere ins Auge sticht, wie etwa die einer Frau, die ihre vier Kinder umbringt und nicht entsorgt sondern mit ihnen lebt, wird sie gewissenhaft in den Medien seziert und luftdicht verpackt aus dem Blickfeld der Zuschauer entfernt. So wie man die Falten auslagert und den Müll. Die Flüchtlinge bleiben am besten von vornherein draußen bei den Umweltkatastrophen.

Es ist überall das gleiche Prinzip. Oder verdrehe ich die Wirklichkeit?

Auf der einen Seite „die schuld- und verantwortungslosen Wegschauer“, auf der anderen „die mit den vier Kindern“, die es trifft, wenn es jemand trifft, denn irgendjemand muss es ja treffen, damit es sonst niemand trifft (und natürlich wegen der Gerechtigkeit ...) und als Dritter im Bunde das Monster, das sie gemeinsam geschaffen haben: „vier tote Kinder“. Wir zerstören sehenden Auges die Zukunft und sind nicht fähig/willens hinzuschauen, dass die nächsten Generationen so gut wie keinen bzw. einen Albtraum als Lebensraum haben, weil nicht nur die aufgedunsene Wohlstandsgesellschaft dabei ist den Bach hinunterzugehen. Sie leben, was wir ihnen als Leben zugedacht haben, während wir ihre geschmeidigen Körper wohlwollend in den Werbespots betrachten.

Apatheia. Nicht leiden. Die Unfähigkeit/Weigerung Schmerz zu fühlen. „Das zu zerstören, was uns anvertraut wurde, wie ertragen wir das?“⁶ Wo habe ich diesen Satz gelesen? Irgendwo habe ich diesen Satz gelesen.

Paula wollte schnell aufstehen, ein Blick auf die Bücherwand würde diese Frage beantworten, da spürte sie, dass sie ihre Beine kaum mehr spürte vom langen auf dem Boden Sitzen. Sie streckte vorsichtig eines aus, es würde gleich fürchterlich zu kribbeln anfangen, das zweite ließ sie noch angewinkelt, sie verlagerte nur ihr Gewicht um es zu entlasten, atmete tief durch und gleich noch einmal, die Ameisenkolonnen setzten zum Angriff an, zwei Augen waren auf sie gerichtet. Im Lexikon, das aufgeschlagen neben ihr am Boden lag, hatten sich nach ‚Ambivalenz‘ einige Seiten umgeblättert und jetzt war eine Fotografie aufgeschlagen - eine Statuette von Amun/Amon mit den Attributen Krummstab, Kultbart und Federkrone: In/aus einem hochgestellten schwarzen Viereck kommt er auf einen zu (sprich: er ist von vorne und gehend dargestellt) und schaut einem kerzengerade ins Gesicht, Autorität und Weisheit gekoppelt mit der erbarmungslosen Reinheit eines Kindes. Warum sind derart hohe Prinzipien oft in so junger Gestalt dargestellt, flitzte es durch Paulas Kopf, und wer soll das aushalten, diesen klaren Blick bis auf den Grund? Und dieses entsetzliche Gekribble in den Beinen. Sie schlug das Lexikon zu, legte es auf die Seite, streckte jetzt auch

das zweite Bein aus, massierte es behutsam. Wie aus einem anderen Film, dachte sie, während sie von einer Popobacke auf die andere wechselte, diese Begriffe und Bilder kommen daher wie Ufos, Flugobjekte aus einer anderen Welt, Fremdkörper. Fremde Körper wie der Ammonit gestern in der Ausstellung. Sie nahm das Lexikon wieder her. „Ammoniten [grch., nach dem ägypt. widerhörigen Gott Amun], Ammonshörner, ausgestorbene Gruppe der Kopffüßer mit zumeist spiralig aufgerollten u. gekammerten Kalkgehäusen von wenigen cm bis 5 m Durchmesser;“⁷ Sie stand auf, humpelte zur Bücherwand, jetzt ist es genug. Sie stellte das Lexikon auf seinen Platz an die Spitze der Reihe der zwanzig Bände, schaute sich um, auf die Uhr. Sie musste jetzt etwas tun, hinaus. Heute ist Samstag. Bauernmarkt. Jetzt aber schnell. Eine Stunde noch. Korb. Geld. Schlüssel. Noch etwas? Kollegblock. Nein. Der bleibt hier. Ein Schluck Wasser, Schuhe, bei der Tür hinaus. Draußen in die Sonne blinzeln, Gott, ist das schön!, in den Frühsommer wickeln und das Berglein hinuntermarschieren, nur von der oberen Stadt in die untere, zehn Minuten, die Beine wären gern noch weiter gegangen, wie junge Hunde zogen sie an der Leine, aber Paula bremsste sich ein, machte nur den notwendigen Schlenker über den Bankomat, dann köpfelte sie ins Gewühl aus Stimmen, Speck, frischem Brot, Blumen, Frühlirschen und Sauerkraut, schwamm ein paar Längen, jetzt war Samstag. Eine Stunde später stapfte sie den Berg wieder hinauf, langsam, sie hätte einen Rucksack mitnehmen sollen, Taschen und Taschen mit gelben Wucherblumen für den Garten (sprich: das Stückchen aufgeschütteter Hang vor ihrer ebenerdigen Wohnung in einem Eigentumswohnungshaus) und viele gute Bauernmarktdinge wie etwa ‚richtiges‘ Sulz. Mit Essig und Kernöl, Jungzwiebeln, Tomaten, dazu frisches Brot und ein Liter Buttermilch, das wird jetzt richtig, dachte sie, dann können sie wieder kommen. Wer immer. Der Tag. Der Kollegblock.

Ameisen. Eine schnurgerade Autobahn aus dem Garten auf die Terrasse auf den Tisch in meinen Basilikum, Majoran. Ungemein fleißig diese Tierchen. Und hartnäckig. Wie kleine Roboter. Ich habe die Tischfüße mit Ameisengift eingesprüht, aber sie versuchen es immer wieder. Wird noch eine Weile dauern, bis sie aufgeben, etlichen von ihnen wird es das Leben kosten. Schade, dass wir uns nicht anders verständigen können. Ist Tod eine Sprache? Der Tod als Wort des Lebens. Und wenn ich das W weglasse? Wenn ich bei Versuch das V weglasse, ist es eine Bitte. Wenn ich es dabei lasse, ist es eine Suche. Ich fürchte, ich habe mein Hirn am Vormittag zerbraucht.

Telefon. Meine Mutter. Heinrich hatte gestern solche Schmerzen in seinem Gips, dass er meinte, er wolle sterben. „Und als Draufgabe habe ich auch noch meinen Halbpfeispas verloren.“ Wenn sie diesen Ton anschlägt, dieses wehleidige Säuseln, ist das wie ein Hebel, der sich umlegt oder der mich umlegt, da wird etwas steinhart in mir und ich sage ihr geradeheraus, was ich denke: Dass jeder eine Menge Leid mit sich herumzutragen hat, wenn auch jeweils in anderen Kleidern, und dass das der einzige Trost ist, den ich ihr sagen kann. Dass sie nicht allein ist mit ihrem. Das klingt für sie sicher grauenhaft herzlos (kommt es doch in keinem Rosamunde Pilcher Film vor), ist es aber nicht. Es ist nur das, was ist und das, was ich mir denke, und es ist das Einzige, das mir hilft, wenn

es mir schlecht geht: meine Nasenlöcher aus diesem winzigen „Ich bin ich und du bist du und das ist schwarz und das ist weiß“ herauszustrecken und mir bewusst zu machen, dass wir viele sind und dass wir alle im selben Boot sitzen. Wenn ich es schaffe mir das einen Moment vor Augen zu halten, trage ich meinen Teil wieder anders. Er ist nicht leichter geworden oder weniger, aber er liegt dann eine Weile besser auf der Schulter. Schade, dass sie das nicht versteht, ~~möglicherweise~~ sogar als herzlos empfindet.

Noch etwas: Am Montag soll ich noch nicht hinauffahren. Heinrich wird in ein anderes Krankenhaus verlegt. Sie meldet sich, sobald sie Näheres weiß.

Und gleich noch einmal Telefon. Jakob. Es geht ihm blendend. Er ist wieder einmal kopfüber in den Zaubertrank ‚Boot‘ gefallen. Sie üben in diesen Tagen für die Prüfungsfahrten nächste Woche.

Und ich mache jetzt das Gleiche wie die Ameisen bei meinem Terrassentisch!

Paula schob den Kollegblock weit von sich, schaute ihn vorwurfsvoll an, räumte das Geschirr in die Küche, das Ameisengift weg, stellte die gelben Wucherblumentöpfe in Reih und Glied, goss sie bis zur Bewusstlosigkeit, dann okkupierte sie das an ‚ihren Garten‘ angrenzende Stück Hang, um das sich niemand kümmerte, und jätete und jätete, setzte einen gelben Wuschelkopf neben den anderen wie Salatköpfe, schwitzte, irgendwann war sie fertig. Gerade rechtzeitig. Ein Regenguss. Kaffee. Beides roch herrlich. Schaut freundlich aus, nickte sie zufrieden. Hoffentlich sieht die Wühlmaus, die ganz unverkennbar dort wohnt, das auch so. Ein Buch. Füße hoch. Ununterbrochen zuhören geht nicht. Da wird man taub. Pause. Feierabend.

TAG 3

Sonntag. Kühl, bedeckt, blau. Halb sechs aufstehen, halb sieben weggehen.

Heute bin ich zwei. Als ob die eine Körperhälfte mit der anderen nichts zu tun hätte. Von oben nach unten fein säuberlich voneinander abgetrennt. Der Nacken bis in den Kopf hinein zieht durch die Schulter, in der Brust wie eine Bleikugel, das Bein ein Gefühl wie ein prall gefüllter Nylonsack. Alles links. Als ob es rechts nichts gäbe.

7-Uhr-Glocken im Weinberg bei meinem Baum. Eine Schnecke ist heute schneller als ich. Als würde ich den Berg nicht hinaufgehen, sondern ihn vor mir herschieben.

Und wenn es flach wird, schiebe ich immer noch eine Tonne. Vielleicht schiebe ich meinen Bauch. Ein knallharter Ball, der Rest krampft sich rückgradlos um ihn zusammen. Bis in den Brustkorb sticht es.

Wie war das gestern in dem Buch? Der Zustand der Darmflora spiegelt das Verhältnis des bewussten zum vegetativen Menschen wider. Sagt Rudolf

Steiner. Wenn das stimmt, habe ich noch eine Menge vor. Ich muss ordentlich fest gegen das Gekrampfe anatmen, damit ich zumindest aufrecht gehen kann.

Das Barfußgehen im nassen Gras ist herrlich. Als würde der Morgentau von unten in tiefen Atemzügen in mich hineinschießen. Ich kann gar nicht anders als tief atmen.

... dass schon die richtigen Dinge geschehen ... Ein Mann, der lächelt, als er mich stehen sieht und schreiben.

Halb zehn zu Hause. Frühstück. Es finstert und gewittert. Also keine Radtour. Wäre das Wetter schön, würde ich mir schwerer tun eine passende Ausrede zu finden. Eine ‚Fäulnischwelle‘ ist heute in mir, als würde ich in einem Schützengraben sitzen. So riesig wie die Tonne, die ich auf Schritt und Tritt mit mir herumtrage. Dabei würde ich gern Rad fahren, sehr gern, den Wind um die Ohren haben, die Augen, Beine laufen lassen. Nach dem Tag gestern zuhause und vorgestern in der Stadt heute ein Tag im Grünen, an der Donau unterwegs. So habe ich mir das vorgestellt, gedacht. Aber offenbar habe ich etwas dagegen. Die Ausstellung LEBENDE STEINE schaue ich mir später aber auf jeden Fall an. Die passen heute zu mir und die Ausstellung ist keine zehn Minuten von hier. Der Himmel auch. Die eine Hälfte blau, die andere dunkelgrau, schwarz eher, jetzt leuchtet die Sonne.

So, jetzt regnet es. Wenn es anfängt zu regnen, riecht es besonders gut. Als würden die Blüten noch schnell ihren ganzen Duftvorrat verbrauchen wollen, bevor sie eingewässert werden. Meinen neuen Gelben geht es gut. Die Wühlmaus hat sie anscheinend noch nicht entdeckt.

Die Familie schräg gegenüber ist fast nicht zum Aushalten. Eine dünne hohe Bierdose in Männergestalt samt Frau und Kind tanzt auf meinen Nerven und um seine alte keifende Mutter herum und das mit so viel Getöse wie möglich. Als ob die jungen Leute kein eigenes Leben und keine eigene Wohnung hätten. Und der Stuhl, auf dem der Bierdoserich sitzt, muss unmittelbar beim offenen Fenster stehen und auf diesem Stuhl sitzt er wie angenagelt, schreit, schimpft, lallt, wie schlecht alles ist und alle außer ihm auf der Welt sind, während sie putzt, bügelt, kocht und kommandiert. So kann man ein Kind auch zerstören, auch wenn diese Zerstörung nicht schrecklich aussieht, sie schaut sogar nach Familie aus, sie klingt nur schrecklich, und man sieht dem Mädchen auch noch nicht viel an, außer dass es fett ist, wahrscheinlich, weil es gemästet wird wie ein Schwein, und seine früher relativ helle Stimme patzig geworden ist wie zu lang gekochter Reis. Ich weiß nicht, was es ist, aber es macht mich ungeheuer zornig. Alle, die ihre Fenster auf diese Seite hinaus offen haben, müssen dieser Hinrichtung beiwohnen. Und jeder tut, als wäre nichts. Ich auch. Ich könnte hinübergehen, ihnen sagen, was sie ihrem Kind antun, wenn sie ständig und über alles schimpfen und er ständig betrunken ist und das Mädchen nicht einmal die Chance bekommt von der Welt etwas anderes zu sehen als dieses trübe

Loch. Und der alten Frau, so hilfsbedürftig sie mittlerweile auch sein mag, was sie ihrem Sohn antut, wenn sie ihn an sich kettet wie einen Hund. Und was es für ein Kind bedeutet einen Waschlappen als Vater zu haben. Aber was würde es nützen, wenn ich hinübergehe? Er würde mich niedermachen und hochkant hinauswerfen und er hätte völlig Recht und ich würde ihn verstehen. Er kümmert sich um seine Mutter in dieser schlechten Welt. Und wie ich auf die Idee komme, dass er zuviel trinkt ... Was würde ich sagen, wenn er vor meiner Tür steht? Und genau das ist es, was mich so zornig macht. Diese Ignoranz. Die Ignoranz der eigenen Ignoranz. Dieses Eingemauertsein in seinen Schwächen und Unfähigkeiten. Dieses Nichtherauskönnen aus seiner eigenen Tonne Schlamm.

Telefon. Olga. Oder „die Frau, die immer nur von sich spricht“. Wäre sie eine Indianerin, müsste sie wahrscheinlich mit diesem Namen leben. Oder sich ändern. „Hallo“ und los geht's. Nicht einmal ein pro forma „Wie geht's dir?“ Als würde ein Wasserhahn aufgedreht. Einen Augenblick dachte ich: „Ah, heute Kaffee mit Olga.“ Den Gedanken habe ich aber gleich wieder fallen gelassen und nach einer halben Stunde überhaupt nicht mehr reagiert, als sie sagte, sie sei heute allein. Eigentlich ist das auch nicht in Ordnung. Dass ich ihr nie sage, dass mir ihre Selbstbefriedigung auf die Nerven geht. Ich höre ihr immer nur brav zu und ärgere mich. Und frage mich nachher, wozu dieser Regenguss jetzt gut gewesen sein soll.

Ausstellung LEBENDE STEINE von Bildhauern aus Simbabwe. Knallroter Mohn gleich anschließend an die Parkanlage im Baustellengelände.
 „In Simbabwe gibt es eine große Tradition für die Herstellung von Steinskulpturen. Der Stein erfüllt sich – so werden Sie die Erfahrung machen – bei näherer Betrachtung mit Leben. So beschreiben auch einige Künstler ihr Empfinden bei der Auswahl der Steine und während des Schaffensaktes.“ So steht es im Prospekt.

Man protected by Chapungu Spirit ... Polygamist ... Schaufelkopf ... Ob mich einer anspricht? Welchen würde ich gerne ansprechen?

Den Schlangenstein gleich beim Eingang im Schotter vor dem Glashauss.
 Zumindest lande ich immer wieder bei ihm. Eine schlanke, lang gestreckte, sehr helle in sich gewundene Bewegung in/aus Stein. Wie eine Bank (Bank ist falsch) im Schatten eines Baumes zum Ausrasten von der Hitze. Ein Drache vielleicht (weil ich an Fuchur aus der Unendlichen Geschichte denke, wenn ich ihn anschau), auf dessen Rücken ich mich am liebsten legen würde um mit ihm davonzufliegen. Auf den ich mich aber nicht einmal setzen werde. Bei dem ich aber stundenlang sitzen könnte. Vielleicht würde ich mich irgendwann anlehnen (dürfen), wenn wir einander vertraut genug sind für diese Nähe. Namen hat er offenbar keinen. Zumindest sehe ich kein Schild.

„Wie heißt diese Skulptur?“

„Water Spirit“.

Ein Tropfen zerplatzt zwischen Brillenglas und Auge. Der Himmel schwarz. Es fängt an zu schütten! Alle rennen. Wieso rennen? Regen ist nicht giftig und ich bin nicht aus Zucker und nicht aus Sand. Ich gehe durch das herunterfallende Wasser und es ist bis unter die Haut herrlich. Ich habe nicht weit nach Hause. Das Pärchen, das sich unter ein Vordach presst und mich anstarrt, weiß das nicht. Ob ich das aufgeweichte Geschreibsel noch lesen werde können? Hosensack.

Ob in einer Viertelstunde die Sonne wieder leuchtet? Paula lachte, als sie an den Kollegblock dachte, der zerbeutelt am Terrassentisch lag. Sie hatte sich trockengelegt, nur die Haare waren noch nass, jetzt fischte sie den Nudeltopf aus der tiefen Lade mit den Töpfen, stellte Wasser auf, Öl, Salz. Warum nehmen wir Regenschirme? Eine Dose geschälte Tomaten, der Deckel schmatzt beim Aufmachen, kein Knoblauch, schade, dafür viel Basilikum waschen, Butter, keine Chilischote. Knoblauch und Chili sind zu heftig für Basilikum. Sie bündelte die grünen Blätter, begann sie in einen Haufen dünner Streifen zu schneiden. Was in so einer Skulptur wohl vorgeht, dachte sie und ob die Blätter spüren, dass das Messer durch sie durchfährt und durchfährt und durchfährt, schüttelte vehement den Kopf. Nein. Schmerz kann unmöglich so gut riechen. Welches Zuhause sollte man ihr bieten? Im Schotter vor einem Glashaus, in einer Halle, einem Saal, im letzten, ersten Winkel, in der Mitte? Solche Skulpturen sind keine Schaustücke. Als sie vor ihr kauerte, dachte sie, wenn ich Geld hätte, ich würde sie mir sofort kaufen, aber dann dachte sie, selbst wenn ich sie mir leisten könnte, dürfte ich sie mir nicht kaufen, weil ich ihr nichts zu bieten hätte außer kleine dunkle Zimmer. So eine Skulptur braucht Raum, Licht, frische Luft. Wo wirst du landen, Wassergeist? Wo leben wir? In kleinen dunklen Zimmern und kippen Nudeln in den wackeligen Seiher in der Abwasch und nehmen einen Brustzug Dampf. Wie ergeht es so einer Skulptur, wenn sie in so einem Zimmer verschwindet? Vielleicht, dachte sie, muss ich die Frage anders herum stellen. Wie ergeht es einem Zimmer mit so einer Skulptur in sich? Der Klotz Parmesan. Die Reibe. Parmesan riecht leise. Sie setzte sich mit ihrem Nudelgebirge auf die Terrasse. Es regnete schon wieder fast. Der Kollegblock schaut erschöpft aus, aber ein paar trockene Seiten in der Mitte gibt es sicher noch für den letzten Zipfel der drei Tage und die werde ich noch vollschreiben, dachte sie, ich weiß nur nicht, mit was. Der Anfang vom Ende ist immer schwierig. Viel schwieriger als das Ende.

Jetzt habe ich es endlich getan! „Ansichten eines Clowns“ fertig gelesen, sprich: die letzten zwanzig Seiten vor der Bahnhofstreppe. Ich wollte das alles nie so genau wissen. Ich brachte die Geschichte aber auch nie aus dem Kopf. Sie sitzt mir in den Gliedern seit ich sie kenne und das ist schon ziemlich lange. Dabei hatte ich jahrelang nicht die leiseste Ahnung, wie sehr mich das alles einmal betreffen würde und als diese ahnungslosen Jahre vorbei waren, schaffte ich es erst recht nicht diesen (wie es auf dem Buchumschlag heißt) „Niedergang“ zu Ende zu bringen, diese (ebenfalls laut Buchumschlag) „radikale Demontage eines Menschen ohne Ausweg in eine Utopie“. Anfangs habe ich nur den Clown gesehen, diesen hochintelligenten, begabten jungen Mann, Sohn reicher Eltern,

der trotz, wahrscheinlich auch wegen seiner Talente und Un/Fähigkeiten auf der Straße landet, und irgendwo im Hintergrund einen völlig unfähigen Vater, von der Mutter gar nicht zu reden, als Teil einer völlig unfähigen Umwelt. Als es dann anfing mir selber an den Kragen zu gehen, begann dieser völlig unfähige Vater zusammen mit einem Haufen offener Fragen aus dem Hintergrund zu treten und ich fing an mich davor zu fürchten, ich würde so dekadent sein und ihn verstehen. Heute habe ich beide verstanden und außerdem laut lachen müssen, weil ich bei Florian unterm Strich dasselbe versucht habe wie dieser Vater. Was hätten wir anderes tun sollen? Hätten wir etwas anderes tun sollen? Wir haben es beide gut gemeint. Und wir hätten beide nicht anders können. Beim letzten Satz muss es wahrscheinlich heißen: alle vier. Und noch etwas: So schrecklich finde ich das Ende der Geschichte gar nicht. Nicht, weil (laut Buchumschlag) „im Niedergang seine Menschwerdung beginnt“. Ich finde diesen Menschen vom ersten Buchstaben an recht beeindruckend. Und am besten gefällt mir, dass er sich bis zum letzten Punkt nicht verliert.

Diese Freude mache ich mir jetzt, dass ich diese drei Sätze hier festhalte:

ICH BIN EIN CLOWN UND SAMMLE AUGENBLICKE.⁸

EIN KÜNSTLER HAT DEN TOD IMMER BEI SICH,
WIE EIN GUTER PRIESTER SEIN BREVIER.⁹

MERKWÜRDIGERWEISE MAG ICH DIE, VON DEREN ART ICH BIN:
DIE MENSCHEN.¹⁰

für jeden der drei Tage einen ...

Telefon. Meine Mutter. Ihr ehemaliges Dienstmädchen hat sich überraschend eingeladen und kommt morgen für ein paar Tage.

„Außerdem kommt sie mit Auto. Dann muss ich in den nächsten Tagen nicht mit dem Bus ins Krankenhaus fahren.“ Die Stimme fuhrwerkte energisch in Paulas rechtem Ohr herum, organisierte in ihrem Kopf ihre Welt, nicht meine Welt, dachte Paula, erleichtert, saß da und schaute, zuhören brauchte sie nicht, die Stimme war eindrücklich genug, sagen brauchte sie auch nichts, gefragt wurde sie nichts, die Luft, die ihr einen Moment weg geblieben war, war auch wieder da, das einzige, das ihr ein kleines Problem machte: sie wusste nicht, ob sie sich ärgern oder freuen sollte, sie tat beides mit Inbrunst und das ergab ein explosives Gemisch, außerhalb der Inbrunst schaute sie sich dabei zu, wie sie diese kleine freundliche Frau beobachtete, die nicht einmal schwitzte beim Einladen, Ausladen, Umladen, Herumladen zwischen Spielfeld und Reservebank. „Es macht dir doch sicher nichts aus, wenn du ein paar Tage später kommst.“ Da könnte ich noch viel lernen, dachte sie und sagte schnell: „Nein, es macht mir nichts aus.“ Danke, ging es ihr später durch den Kopf, als die Stimme den Platz längst geräumt hatte und sie am Küchentisch über den Wellen des Kollegblocks brütete. Ohne dieses ‚in drei

Tagen zu dir fahren' wären diese drei Tage nicht zustande gekommen. Du weißt es zwar nicht, aber du hast mich wieder einmal gut über die Schwelle befördert. Sie lehnte sich zurück und gönnte sich eine Minute um sich über diesen Gedanken zu freuen, aufrichtig, dann beugte sie sich wieder über ihr zerflossenes Geschreibsel und suchte weiter, blätterte vorsichtig in den weichen Seiten, kämpfte sich sogar durchs Durchgestrichene, sie suchte einen Punkt. Jeder Satz hat einen Punkt, zumindest die Sätze der Generation, der sie angehörte, eine Tür zum nächsten, die Tür kann offen, aber sie muss da sein. Die drei Tage sind Glieder einer Kette, die eine Schließe brauchen, sie brauchte einen Schlusspunkt für ihre Ring-Wanderung. Seit wann ist der Punkt mitten im Satz? Weißt du, wo der Satz, den du da aufgeschrieben hast, anfängt und wo er aufhört? Nein, woher soll ich das wissen? Ich weiß nur, dass ein Ring keinen ... Da war er. In einem hingeschmierten Klammersausdruck stand er. Dionysos. Paula stand auf, setzte sich wieder nieder. Schnaufte. Dann verschwand sie. Nach ein paar Tagen tauchte sie wieder auf aus den Büchern, Skripten, sie hatte sich nicht einmal im Internet verirrt, setzte sich an den Küchentisch und schrieb.

Und ich schließe den Ring DREI TAGE mit dem Ammonit, der noch übrig ist: DIONYSOS. Auch wenn ich mir keine Vorstellung von ihm machen kann. Und je mehr ich über ihn lese, desto weiter tritt er hinter den Buchstaben zurück. Es sind aber nicht nur die Geschichten, die mich verwirren, dieses orgiastisch Wahnsinnige, dieser Mix aus Ober-, Unter-, Zwischenwelten, dieses Entfesselnde, Rasende, zerfetzend Erlösende, dieses Ineinandergreifen von Ebenen, Wesen, Handlungen, Prinzipien, Lebensformen, die einander normalerweise ausschließen, zumindest voneinander getrennt sind, es ist auch die Darstellung dieses Gottes, seine Beinamen, seine Geburt und Kindheit, die in jeder Geschichte anders erzählt wird (das Einzige, womit alles und alle im Umkreis von Dionysos zu tun hat/haben ist Tod, Stückwerk, Wandel), fast als würde es so viele Gottheiten geben wie Geschichten, Darstellungen und Beinamen, und nicht nur das, als wäre dieser Gott ein Pantheon samt Welt und Unterwelt, (oder) als wäre hier ein Prinzip, das sich nicht erfassen lässt ohne alle Grenzen zu sprengen und jede Geschichte ein Fetzen eines der Teile, in die es ihn/sie zerrissen hat. Mann, Frauengewänder, bärtige Maske, der jüngste der griechischen Götter, der uralte Gott des Weines, Zicklein, Stier, das gehörnte Kind, der Spross, der zweimal Geborene, der Erlöser, der Unterirdische, der Schöpfer des Frühlings, das göttliche Kind. Wer das alles unter einen Hut bringen will und sein Gefolge dazu, dieses Durcheinander aus Priesterinnen, Naturgeistern und Mischwesen bis hin zu Pan, der nicht weniger als alles umfasst, muss in ein anderes Stockwerk. Mit dem Verstand ist da nichts zu machen. ‚Das Kind der doppelten Tür‘ ist gehirnresistent. Es steht für das Außerordentliche. Es steht nicht außerhalb des Ordentlichen. Dionysos sitzt nicht im Himmel und nicht in der Hölle. Und damit kann er nur stehen, wo/für er steht und was ihn so anziehend und zugleich so Furcht einflößend bis abstoßend macht: die Zerstörung geordneter Strukturen, das nicht gelten lassen der kleinsten Lüge, das Aufreißen der Türen, das Lösen jeder Fessel, die Befreiung, Freisetzung von allem, was sich verbirgt, unterdrückt, versteckt, eingeschlossen ist, die gnadenlose Entgrenzung und Fruchtbarkeit. Wo

Dionysos auftaucht, bleibt nichts, wie und wo es war. Dionysos gibt alles und er verlangt alles und die Reihenfolge ist umgekehrt. Zerstückelt, zerrissen und wieder zusammengefügt zerstückelt er, zerreißt, zerfetzt, löst auf, reißt Mauern nieder. Und was bleibt? Was, wenn hinter der Mauer nichts ist? Dann ist der Grabstein weg. Dionysos ist der (un)christlichste aller griechischen Götter. Er verlangt den Wechsel in eine andere Dimension.

Der Kollegblock war jetzt trocken. Du schaust aus wie ein alter, verhutzelter Mann, dachte Paula. Sie strich über das wellige, spröde Deckblatt. Beschriften brauche ich dich nicht mehr.

(K)ein Nachwort:

Das ist das, was ich an der Kunst so liebe und warum ich sie immer der Philosophie vorziehen werde: dass ich nichts erklären muss, was ich nicht erklären kann und es möglicherweise trotzdem greifbar wird, und dass den Leser mitunter etwas berührt, das mich beim Schreiben gar nicht erfasst hat, und dass das passt, weil ich nicht mehr aber auch nicht weniger als ein Teil davon bin und der Leser auch. Und das ist das, was ich in/ an Ausstellungen hasse, vor allem, wenn ich endlich ein Bild gefunden habe, das mit mir spricht: diese Führungen, diese begradigten Wörterfluten, die sich über jeden ergießen, der sich in ihrer Reich- bzw. Hörweite befindet, bis er entweder die Flucht ergreift oder eingelegt ist wie ein Stück Gurke in nahezu unbegrenzt haltbare Erklärungen, was welcher Künstler mit welchem Bild ausdrücken will.

Wenn ein Bild ein Bild ist, spricht es für sich selbst und man sollte nicht versuchen es zu entmündigen. Wenn es nur der Monolog eines Malers ist, sollte man nicht tun als wäre es ein Bild, es sei denn, man reduziert den Begriff Kunst von einer Kugel auf eine Scheibe. Man sollte aber auch vorsichtig sein es voreilig in einen Sarg zu legen. Vielleicht hört man nicht zu, ist nicht aufmerksam genug, hat vielleicht aufgehört seiner eigenen Wahrnehmung etwas zuzutrauen.

Nein. Nicht ‚man‘. Ich kann immer (nur) bei mir anfangen.

Literaturverzeichnis

- 1 Heinrich Böll, *Ansichten eines Clowns* (Roman 1963), in *Romane und Erzählungen 1961-1970, Werke 4*, hrsg. von Bernd Balzer, Lizenzausgabe mit Genehmigung des Verlages Kiepenheuer und Witsch, Köln, für Bertelsmann Reinhard Mohn GmbH, Gütersloh, die Europäische Bildungsgemeinschaft Verlags-GmbH, Stuttgart, die Buchgemeinschaft Donauland Kremayr und Scheriau, Wien, die Deutsche Buch-Gemeinschaft, C.A. Koch's Verlag Nachf., Berlin-Darmstadt-Wien, o.J., S. 266
- 2 Bertelsmann Universallexikon, hrsg. vom Lexikon-Institut der Bertelsmann LEXIKOTHEK Verlag GmbH, Gütersloh, 1989 A), Band 1, S. 127
- 3 Bertelsmann Universallexikon, a.a.O., Band 1, S. 210

- 4 Charlotte Buhl, *Magersucht und Eßsucht, Ursache/Beispiele/Behandlung*, 2. durchges. Auflage, Stuttgart: TRIAS Thieme Hippokrates Enke, 1991, ISBN 3-89373-129-6, aus S. 32 und 34 - 37
- 5 Charlotte Buhl, a.a.O. S. 46f
- 6 Wendell Berry, aus „A Timbered Choir“ (Counterpoint Press, 1998), zitiert bei Joanna Macy und Molly Young Brown, *Die Reise ins lebendige Leben, Strategien zum Aufbau einer zukunftsfähigen Welt*, deutsche Ausgabe Junfermannsche Verlagsbuchhandlung, Paderborn 2003, ISBN 3-87387-548-9, S. 35
- 7 Bertelsmann Universallexikon, a.a.O., Band 1, S. 222
- 8 Heinrich Böll, a.a.O., S. 261
- 9 Heinrich Böll, a.a.O., S. 254
- 10 Heinrich Böll, a.a.O., S. 255